

Soziale Arbeit und ihre  
erkenntnistheoretischen Zugänge

Michael Winkler

# Poetologie zur Sozialpädagogik

Über die Möglichkeiten von Belletristik  
für die Soziale Arbeit

**BELTZ** JUVENTA

Michael Winkler  
Poetologie zur Sozialpädagogik

# Soziale Arbeit und ihre erkenntnistheoretischen Zugänge

Herausgegeben von  
Markus Hundeck | Eric Mührel

Geplante Struktur der Reihe:

## **I Neun grundlegend erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch orientierte Bände**

1. Erkenntnistheorie der Sozialen Arbeit: Eine Grundlegung
2. Phänomenologie
3. Hermeneutik
4. Ästhetik
5. Dialektik
6. Empirie
7. Konstruktivismus und Systemtheorie
8. Dialogik und Personalismus
9. Universalismus und Religion

## **II Drei extraordinäre Bände ohne einschlägige erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Spezifikation**

10. Feminismus
11. Poetologie
12. Handlungsphilosophie

Michael Winkler

# Poetologie zur Sozialpädagogik

Über die Möglichkeiten von Belletristik  
für die Soziale Arbeit

**BELTZ** JUVENTA

## Der Autor

Michael Winkler, Dr. phil. habil., war bis 2018 Professor für Allgemeine Pädagogik und Theorie der Sozialpädagogik sowie langjährig Direktor des Instituts für Bildung und Kultur an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Er lehrt heute an der Evangelischen Hochschule Dresden und im Masterstudiengang der ARGE Bildungsmanagement in Wien. Und arbeitet als sozialpädagogischer Schriftsteller.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-6533-6 Print

ISBN 978-3-7799-5858-1 E-Book (PDF)

1. Auflage 2022

© 2022 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor\_innen und Titeln finden Sie unter: [www.beltz.de](http://www.beltz.de)

## **Hinweis der Reihenherausgeber**

Im Erzählen öffnen sich Horizonte der Lebens- und Weltperspektiven. Der geistige Raum dehnt sich aus und vormals vorgegebene Grenzen werden verschoben oder gesprengt. Strukturen werden modelliert und anders konstelliert. Eine solche Horizonterweiterung, die durch das Erzählen geschehen kann, lässt sich formal an Michael Winklers „*Poetologie zur Sozialpädagogik*“ ablesen. Der den anderen Bänden der Reihe „*Soziale Arbeit und ihre erkenntnistheoretischen Zugänge*“ eigene Aufbau wird hier aufgebrochen und dem Thema gemäß variiert. Durch diese strukturelle Variation entsteht eine Tafel, die An- und Verknüpfungen anbietet und vielleicht provoziert, um die Modi erkenntnistheoretischer Zugänge zu weiten.

Markus Hundeck und Eric Mührel

## **Lesehinweis des Autors**

Eine kleine Leseanleitung scheint notwendig: Das Buch enthält viele Verweise auf Autorinnen und Autoren auch aus der Wissenschaft, ohne zu diesen Literaturangaben anzuführen. Darüber wurde lange diskutiert, am Ende blieb das so, wie sich der Autor es dachte: Verweise stören den Lesefluss, manchmal helfen die Literaturangaben nur noch bedingt weiter, etwa wenn Werke gar nicht mehr oder nur mühsam zugänglich sind. Zudem aber haben viele Leserinnen und Leser ohnedies ein Smartphone gleich neben dem Buch liegen, der rasche Blick mit Hilfe einer Suchmaschine hilft dann schnell weiter. Die Forschung lehrt: Wer liest, nutzt gleichermaßen andere Medien.



# Vorwort der Reihenherausgeber

## **Erkenntnistheorie der Sozialen Arbeit – Zugänge und plurale Rationalitäten**

Sich in der Welt und im Leben zurechtzufinden, setzt Erkenntnisse voraus, auf die wir uns verlassen können müssen, denn Erkenntnisse sind das Resultat von Vorstellungen, Motiven, Antrieben und Überzeugungen, die uns leiten. Auch die Soziale Arbeit gründet in ihrem Handeln auf Erkenntnissen, die die Grundlage jeder (weiteren) Theoriebildung ausmachen. Wie aber kommen diese leitenden Erkenntnisse zustande? Etwa durch die Untersuchung des Erkennens im Gesamtzusammenhang der ganzen Wirklichkeit? Oder lässt sich das Zustandekommen der Erkenntnisse philosophisch durch die Analyse der Erkenntnisakte und -fähigkeiten begründen bzw. durch die empirisch-psychologische Erforschung der Herausbildung und des gesetzmäßigen Verlaufs der Erkenntnisfunktionen darstellen?

Welchen Modus von Erkenntnistheorie oder Erkenntniskritik wir auch wählen – immer dann, wenn wir über Erkenntnis nachdenken bzw. uns fragen, wie und unter welchen Bedingungen und Grundannahmen sich Erkenntnis bildet, immer dann haben die Ergebnisse unseres Versuchs, uns über den Prozess unseres Erkennens zu vergewissern, Auswirkungen auf den Gegenstand, den wir erkennen wollen oder als erkannt zu haben vorgeben. Diese sich aus dem Nachdenken über unsere Erkenntnisvorgänge ergebenden Möglichkeiten, die Welt zu erkennen und zu verstehen, implizieren (aber) eine vielfältige Zugangsweise zu unserem Erkennen. Wie der Mythos im Erzählen von Geschichten *eine* Weise, d. h., eine mögliche Form der Rationalität bildet, um die Welt und die unergründlichen Fragen des Lebens zu erklären, so drängen auch die Phänomene im Weltinnenraum des Subjekts darauf, in bestimmter Weise rationalisiert zu werden, um sie dadurch für das menschliche Handeln handhabbar zu machen. Hierbei ist evident, dass es nicht nur um die Erkenntnis von Objekten geht, die dem Subjekt gegenüberstehen, sondern immer auch um das Subjekt selbst, das erkennt und deutet. Oder anders gesagt: Die Unterscheidung von Subjekt, Objekt und Erkenntnisbeziehung wird virulent. Ist dem so, dann kann eine Theorie der Erkenntnis niemals ohne die inneren und äußeren Kontexte formuliert werden, in denen sich das Subjekt mit seinem Objekt bzw. seinen Objekten vorfindet, weil sich eine Erkenntnisbeziehung nicht auf einer *tabula rasa*, einer leeren Tafel, ereignet.



Gleichwohl ergibt sich aus dieser Einsicht die Frage, wie wir die Erkenntnisquelle bestimmen, aus der wir unsere Erkenntnis schöpfen. Ist diese Quelle die Vernunft bzw. der Verstand, also die menschliche *ratio*, oder ist sie in der Erfahrung der menschlichen Sinne zu suchen? Beinhaltet diese klassische Unterscheidung von rationalistischem und empiristischem Zugang zur Erkenntnis mit Blick auf die Vielfalt der Kulturen mit ihren je eigenen Rationalitäten jedoch nicht eine unhaltbare Einengung und Begrenzung? Benötigen wir nicht angesichts immer größeren Wissens über andere Kulturen, Religionen und Weltmodelle eine Pluralität von Zugängen, um nicht einem erkenntnistheoretischen Ausschlussverfahren zu unterliegen? Mit Rücksicht auf diese Vielfalt steht die Formulierung einer Erkenntnistheorie der Sozialen Arbeit vor großen Herausforderungen. Soziale Arbeit verpflichtet sich durch ihren an den Menschenrechten orientierten Auftrag zur Pluralität erkenntnistheoretischer Zugänge, um in diesem vielstimmigen Chor die Wahrheit zu vertreten, die das Leben jedes einzelnen Menschen und der ganzen Menschheit garantiert.

Ausgehend von diesen Prolegomena widmet sich die Buchreihe der Erörterung der Erkenntnistheorie der Sozialen Arbeit in ihren pluralen Zugängen. Dabei stehen folgende Fragen im Zentrum:

- Welche Bedeutung hat die Erkenntnistheorie samt ihrer pluralen wissenschaftstheoretischen und -methodischen Zugänge für das Selbstverständnis der Sozialen Arbeit als wissenschaftliche Disziplin und deren Theoriebildung?
- Wie können die Wissenschaften der Sozialen Arbeit über eine solche Selbstvergewisserung ihr Profil im Kontext der Bezugswissenschaften der Sozialen Arbeit konturieren?
- Und schließlich: Lassen sich ggf. die einzelnen erkenntnistheoretischen Zugänge auch in Handlungskonzepten und -methoden der Profession Soziale Arbeit wiederfinden und beschreiben?

Die Herausgeber

Markus Hundek und Eric Mührel

# Inhalt

Hinweis der Reihenherausgeber	5
Lesehinweis des Autors	5
Vorwort der Reihenherausgeber	7
Einleitung	11
<b>Teil I</b>	
<b>Mögliche Grundlagen</b>	19
Erkenntnis durch Literatur	20
Kognitive Rezeptionen der Poesie	39
Konkurrenz zur empirischen Forschung?	51
Warum es sich lohnt, fiktionale Literatur zu lesen	71
Warum wir fiktionale Texte sogar notwendig lesen müssen	87
Ein Brückenpfeiler für die Hermeneutik – Theorie zwischen Poesie und Wissenschaft	113
Eher technische Überlegungen zur literarischen Interpretation von Sozialpädagogik	122
<b>Teil II</b>	
<b>Mögliche Fallbeispiele</b>	143
Der Zufall einer Auswahl	144
Notwendige Texte – oder auch Klassiker	150
Platons Höhlengleichnis – oder auch: Die politischen Grenzen der Pädagogik	150
Jean-Jacques Rousseau: Emile – oder auch: Ein grausames Experiment wird Weltliteratur	158
Johann Wolfgang von Goethe: Auf Kinder hören	164
Jean Paul: Levana – kleine Göttin im Einsatz	172

Heinrich von Kleist: Allerneuester Erziehungsplan – oder: Kann Kausalität irren?	178
Anton Semjonowitsch Makarenko: Pädagogisches Poem oder die Prozessstruktur der Pädagogik	183
Karl Wilker: Der Lindenhof oder die Öffnung der Anstalt	187
Janusz Korczak und die Liebe zu den Kindern	192
Mezzanin	199
Astrid Lindgren: Leben in der Krachmacherstraße	199
Jean Genet: Das Böse im Heim	203
Peter Handke: Bildungsgeschichte eines Fußballfans	207
Ian McEwan: Kindeswohl oder die Nöte einer Richterin	211
Wolfgang Herrndorf: Tschick – oder: Die bemerkenswerten Qualitäten eines Lada	213
Die ganz Fremden	217
Bertolt Brecht	223
Arthur Schnitzler	229
Georges Simenon: Maigret	237
Robert Seethaler: Ein ganzes Leben	243
Sehr kurzer Nachtrag	247
Utopien	250
Zum Schluss: Selbst Geschichten erfinden	258
Gianni Rodari	260
Nachwort	263
Literatur	264

# Einleitung

Grenzen überschreiten, wildern, naiv und der Lust hingegeben, die das andere Gebiet erst verspricht und schenkt. Hinter dem Schlagbaum, der Ordnung schafft; nur mit dem Schatten, den er wirft, wenn die Sonne aufgeht. Oder untergeht. Manchmal beginnt das Paradies wenige Kilometer weiter. Kurz nach Bad Bergzabern, nahezu neben Schweigen-Rechtbach. Im Supermarkt von Wissembourg. Ein französischer Supermarkt. Genuss, so weit das Auge reicht, hinten, bei Käse, Pastete und Fisch, eine Verführung. Eine Grenzüberschreitung. Darum geht es hier. Hinter dem etwas seltsam klingenden Titel verbergen sich jedoch eine Anspielung und eine zunächst einfach scheinende Frage.

Die Anspielung gilt Paul Natorp, dem vergessenen (so Leonhard Fröse) oder gar vergessenen aller Sozialpädagogen (so Christian Niemeyer). Natorp hoffte in seinem Spätwerk, seine philosophische Systematik mit der Praktischen Philosophie abzuschließen, „die er regelmäßig als Ästhetik oder Poetologie ankündigte, aber nicht mehr schreiben konnte.“ (Evers 2015, S. 6). Sie hätte der Schlussstein seiner Sozialpädagogik sein sollen, einer Sozialpädagogik, der sich meine Überlegungen hier anschließen.

Die Frage aber lautet, bescheidener: In welcher Beziehung steht die Sozialpädagogik zu literarischen Texten? Bei der Suche nach einer Antwort wird die Angelegenheit jedoch schon schwieriger: Soziale Arbeit und Poesie? Wie bitte? Gemeinhin neigt man bei Sozialer Arbeit, bei Sozialarbeit und Sozialpädagogik eher zur Prosa der bitteren Fakten menschlichen Lebens, nicht zur schönen Literatur. Zwei ziemlich getrennte Landstriche. Es sei denn, man verbindet Sozialpädagogik vorrangig mit der Arbeit in Kindertagesstätten, in Krippen oder Kindergärten. Denn dort spielen Geschichten eine ganz wichtige Rolle, um sie Kindern vorzulesen oder sie sich von diesen anzuhören (vgl. TPS 2019, Fröhlich/Stenger 2003). Oder man hat bei Hans Thiersch studiert, in Tübingen, vielleicht einen Vortrag von ihm gehört. So wenige sind das nicht, dennoch fällt sein Name nicht sofort ein, wenn es um Literatur geht, die eher im Feuilleton besprochen wird. Wobei: Wer nimmt dieses noch zur Kenntnis?

Muss man also lesen, gerne lesen und vor allem Werke, die als poetisch oder als Belletristik gelten, um Soziale Arbeit zu betreiben? Auf den ersten Blick scheint das überflüssig. Lenkt es nicht sogar ab? Ein zweiter Blick weckt vermutlich den Verdacht, dass nur wenige, die professionell im Feld der Sozialen Arbeit tätig sind, zu ihrem Vergnügen lesen. Dennoch könnte man fast

ein wenig mit Lorient antworten: Ein Leben ohne Mops ist möglich, aber sinnlos. Soziale Arbeit ohne Literatur ist durchaus möglich, nicht unbedingt sinnlos, aber vielleicht schwieriger, wenn nicht doch ein Irrtum – wie angeblich eine verschärfte Version des Zitats lautet. Die Quelle muss ich schuldig bleiben.

Dabei geht es selbstverständlich nicht um die Fachliteratur. Sie steht außerhalb der Debatte, sollte wenigstens das Studium begleiten und will später regelmäßig zur Kenntnis genommen sein. Selbst wenn dies Wunschdenken bleibt, die Auflagen von Fachbüchern irritieren; aber vielleicht adressieren sie ohnedies nur Wissenschaftlerinnen. Selbst dann kommt man allerdings ins Grübeln. Immerhin begegnen Werke wie das über die Arbeitslosen von Marienthal; nicht vergessen, weil sie selbst schon zur Weltliteratur zählen.

Also nein. Die Frage gilt den unterhaltenden oder gar erbaulichen Werken, welche in den unterschiedlichsten Formen über uns manchmal herfallen, vom Lyrikbändchen bis zu den großmächtigen Romanen, die sich im Bett schwer lesen lassen, weil zuerst die Arme einschlafen, dann die Seiten vor den Augen der Leserin im fortgeschrittenen Alter verschwimmen. Sie trägt die Brille nicht, die zum Ausgleich der Weitsichtigkeit unentbehrlich geworden ist. Zu Recht. Denn blöderweise fällt der Kopf dann doch auf diese, wenn nach den Extremitäten der übrige Körper sich zum Schlaf entschieden hat. Was möglicherweise gegen den Lesestoff spricht.

Daher lautet die Frage präziser: Kann man aus einem Roman etwas lernen, um das Denken in der Sozialpädagogik zu schulen? Um besser sozialpädagogisch zu handeln. Oder aus einem kleinen Aufsatz, gar aus einem Gedicht oder einem Theaterstück. Muss man die Grenzen überschreiten? Es geht also nicht um Kunstlehren des Erzählens oder Dichtens, darum, wie poetische Werke zustande kommen. Mich beschäftigt eine Dimension, die vielleicht mit dem Begriff der Rezeption oder gar mit dem der Rezeptionsästhetik zu erfassen wäre. Aber selbst diese taugen mir nicht. Denn die Frage ist eigentlich einfacher angelegt. Hilft uns Literatur als Moment der Entwicklung professioneller Kompetenz? Und zwar in beiderlei Hinsicht. Um das fachliche Geschehen besser zu begreifen, aber auch, um sich besser auf dieses zu verstehen. Regt uns die Auseinandersetzung mit einer literarischen Szene, mit einem Roman, mit einer Gestalt in einer Novelle dazu an, unser Geschäft neu zu sehen, um Personen, Klienten, Adressaten, Akteuren anders zu begegnen, als wir dies alltagsweltlich oder fachlich geschult tun würden? Stellt sich unsere Arbeit anders dar, wenn wir *Hamlet* gelesen oder auf der Bühne gesehen haben? Wenn wir uns mit dem *Faust* auseinandergesetzt haben, mit des Dramas ersten und zweiten Teils, vielleicht sogar mit dem dritten? Mit der Tragödie drittem Teil, erdacht und niedergeschrieben von Deutobold Symbolizetti Allegorjowitsch Mystifizinsky –

dem höhnischen Pseudonym für die Parodie, mit der der bedeutende Philologe und Literaturwissenschaftler Friedrich Theodor Vischer 1862 seine eigenen, anerkannten Goethe-Studien krönte. Der Mann bewies Mut zur Satire, eine eher seltene Tugend unter Wissenschaftlern; es sei denn, sie erholen sich von sich selbst, indem sie Kabarett betreiben.

Zur Beruhigung darf vorangestellt werden: Es gibt keine sicheren Antworten auf die Frage nach einem unmittelbaren oder sogar nur mittelbaren Nutzen der schönen und fiktionalen Literatur für das faktische und an Fakten orientierte Leben. Überlegungen zum Thema gibt es länger, etwa bei Gregory Currie, der sich seit Jahrzehnten zwischen Philosophie, Ästhetik, der Theory of Mind und der Psychologie bewegt, bemerkenswerterweise angeregt durch seine Lektüren von Gottlob Frege und Karl Raimund Popper, sowie Imre Lakatos. Für die Sozialpädagogik darf immerhin ein wichtiger Zeuge benannt werden, der längst als einer ihrer Klassiker geachtet wird, obwohl (oder weil) er in den Debatten anregend präsent bleibt: Hans Thiersch. Sein jüngstes Buch, eine selbstkritische Auseinandersetzung mit der von ihm entwickelten und geprägten, maßgeblichen Richtung der Sozialpädagogik in den letzten Jahrzehnten, nämlich der Lebensweltorientierung, darf als Beleg und Beweis für die These herangezogen werden, dass Erkenntnis und Theorie auf die Lektüre der erzählenden Literatur angewiesen sind. Kaum eine Seite, auf der Thiersch keine Literatur heranzieht, entweder um die Entstehung einer Beobachtung und Einsicht nachzuzeichnen oder um bildhaft zu verdeutlichen, was ihn beschäftigt. Es geht nicht ohne Literatur. Man muss in einer Wissenschaft erzählen, die von Menschen handelt und für diese sowie ihre Praxis geschrieben wird – besonders, wenn sie sich verpflichtet, dem Alltag und der Lebenswelt gerecht zu werden. Diese zu bewältigen, kann nicht in technischen Anleitungen vorgeschrieben werden, insbesondere angesichts der Be- und Gefangenschaft in den Zwängen des Lebens; es bedarf der gemeinsamen Deutung und der gemeinsamen Praxis – wie Gadamer so vehement den Ärzten nahegelegt hat (Gadamer 1993); und wie sich eben als so dringend und notwendig in der COVID-19-Pandemie gezeigt hat, ohne so recht von den Medien und den Virologen beachtet zu werden: Wenn die Soziale Arbeit, wenn Sozialwissenschaften dazu tendieren, die Natur, die biologischen, chemischen und physischen Bedingungen und Prozesse menschlicher Existenz zu vernachlässigen, so begreift eine technikverliebte Medienöffentlichkeit und Medizin wohl nicht, welche Bedeutung die sozialen und kulturellen Dimensionen menschlicher Existenz haben. Philosophie und eine philosophisch wie literarisch angeregte Pädagogik bringen Denken, Fühlen und Handeln zusammen, noch in der Erinnerung an Camus' *Pest*. Aber Philosophie und Erziehungswissenschaft leisten

das kaum mehr, weil sie selbst analytisch und technisch reduziert sind. Literatur, das Erzählen, das gerahmte und insofern kontrollierte Spiel mit den Worten, die auf die Bühne und zwischen die Buchdeckel gebrachte Dramatik lassen die Köpfe wieder frei werden – vermutlich sogar entdramatisierend, literarisch entsublimierend, mit dem Effekt einer Heilung. Oder, wie ein altmodischer Mensch sagen könnte: zu einer Heilung der Seelen.

Also: Erkenntnis durch fiktionale Literatur? Das Thema wird kontrovers behandelt. Es steht im Streit, der vermutlich ungelöst bleibt. Das hängt mit einem unhintergehbaren Moment von Subjektivität zusammen, mit dem einschlägige Überlegungen ein wenig in eine Außenseiterposition rücken, wenn es um Erkenntnis geht. Schließlich birgt der berühmte Satz des Descartes: *Cogito ergo sum* das Paradox in sich, dem Subjekt einen viel größeren Rang einzuräumen, als das so gemeinhin verbreitet wird; mal abgesehen davon, dass Descartes weniger die menschliche Subjektivität und mehr die Gottes gemeint hatte. Wahrscheinlicher scheint sogar, dass dieser Streit um Erkenntnis und Poesie so elementar ist, dass er fast schon zum menschlichen Leben selbst gehört. *Facta* oder *Ficta*, wie der Grazer Philosoph Rudolf Haller als Spannung festhielt, bleiben eine Begleiterscheinung des Lebens, wie die in unterschiedlichen Formen regelmäßig auftauchende Kontroverse um Fake News belegt. Manchmal kann man sich aus dieser wirklich nur retten, indem man sich verschämt eingesteht, dass es einem eigentlich leid tut um diese oder jene schöne Geschichte. Wahrheit, Objektivität, Gewissheit schmerzen manchmal, die gute Story erfreut hingegen, stimmig geschrieben, farbig leuchtend, mit Figuren, die besser leben als die traurigen Gestalten der Wirklichkeit. Donald Trump wurde schließlich mit Attributen gezeichnet, die an Donald Duck erinnerten. Nun, mal ehrlich: Wen zieht man da wohl vor?

Das gilt sogar in der professionellen Sozialen Arbeit oder Sozialpädagogik. Ob Allgemeiner Sozialer Dienst, Familienhilfe oder Hilfeplangespräch: Man bekommt schließlich einiges erzählt. Manches verblüfft einen dann so, dass man es glauben möchte. Ohnedies steckt man im fachlichen Dilemma, nach welchem Klienten oder Adressaten ernst und beim Wort genommen werden sollen, geachtet also und anerkannt. Obwohl sich Misstrauen zuweilen kaum verhindern lässt. Was Erzieherinnen etwa von ihren Kindern über die häusliche Situation hören, sträubt die Haare. Aber was wäre, wenn es stimmt? Bei meinen Eltern, so hat ein inzwischen längst erwachsenes Kind im Brustton der Überzeugung berichtet, steht schon morgens die Schnapsflasche auf dem Tisch. Wirklich?

Poesie, Poetologie und Sozialpädagogik: Es geht nicht nur darum herauszufinden, ob Literatur uns etwas in der Sozialpädagogik beibringt – oder über

diese, vielleicht sogar gegen diese, wie später an einem Beispiel gezeigt wird. Es geht ebenfalls nicht um ästhetische Fragen, die in der Sozialen Arbeit eine Rolle spielen. Fast spannender ist die Frage, ob zumindest die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sozialpädagogik und diese selbst als Praxis auf literarische Darstellungsformen angewiesen sind, weil sie sich, weil sie ihre Sachen andernfalls nicht begreifen. Warum hat Rousseau die Scheußlichkeiten, die er mit dem armen Emile trieb – dazu später mehr und ausführliches, allerdings ziemlich deviant –, in einem Roman dargestellt? Es ist keineswegs so, dass ihm wissenschaftliche Darstellungsformen fremd gewesen wären. Seine Beiträge für die berühmte Enzyklopädie von Diderot und d'Alembert belegen schließlich, dass er mit der wissenschaftlich-philosophischen Darstellungsform seiner Zeit durchaus vertraut war. Übrigens weisen diese Vertrautheit mit der Wissenschaft noch besser seine weniger bekannten musikalischen Schriften oder selbstverständlich seine berühmten Abhandlungen aus. Ohne den Duktus der Wissenschaft hätten sie kaum Chancen gehabt, beim Wettbewerb der Akademie von Dijon zu reüssieren. Unterhaltungsliteratur war in diesem ehrenwerten Zirkel nicht gewünscht (vgl. Spaemann 1980).

Festhalten muss ich allerdings ausdrücklich, dass es sich hier um kein literaturwissenschaftlich ambitioniertes Werk handelt. Es darf nicht als ein weiterer Versuch verstanden werden, Soziale Arbeit oder – wie ich sie lieber nenne – Sozialpädagogik interdisziplinär oder transdisziplinär zu verhandeln. Ich könnte das nicht und würde es nicht wollen, zunächst wegen mangelnder fachlicher Kompetenz, dann aus Unlust – ganz abgesehen davon, dass so eine schon fast zur Unkenntlichkeit ausdifferenzierte fachliche Debatte der Sozialpädagogik mit einer ebenfalls nicht gerade übersichtlichen Auseinandersetzung unterschiedlichster literaturwissenschaftlicher Strömungen in Verbindung träte. Gleichungen mit zwei Unbekannten lassen sich zwar lösen, Gleichungen mit vielen Unbekannten hingegen nicht. Der von mir gewählte Zugang hat zugleich einen hedonistischen Beigeschmack: Zu der von mir unbestrittenen, nicht zu dekonstruierenden Hauptangelegenheit, also der Sozialpädagogik, prüfe ich Beilagen oder – wie das in Ostdeutschland einmal hieß – Sättigungskomponenten, manchmal sogar aus dem Bereich der Rohkost. Mein Zugang zur Literatur genießt daher etwas Dilettantisches und Amateurhaftes. Ich lasse mich durch die eigenen Vorlieben überraschen. Genauer: In einem zunächst unbeabsichtigten hermeneutischen Zugang zeigt sich, dass und wie gegenseitig anregende Lektüren möglich sind. Ob sie einer szientifischen Prüfung standhalten, wird zwar von mir diskutiert, freilich nicht im literaturwissenschaftlichen Sinne, mich interessiert immer die Sozialpädagogik. Da verhalte ich mich engstirnig. Das ganze Verfahren darf deshalb dem parallel ge-



stellt werden, das der viel zu früh verstorbene Wiener Jurist und unter Pseudonym schreibende Autor Pierre Emme seinem Protagonisten Mario Palinski zugeordnet hat. Palinski, am inhaltlich erfolgreichen Studium wegen Prüfungsangst gescheitert, unterstützt die Wiener Polizei, das KOAT Döbling insbesondere, mit einem Institut, das sich mit der *Krimiliteranologie* befasst. Der offensichtlich, verraten wird das nicht so ganz, leidenschaftliche Leser von Kriminalromanen hat eine Datenbank aufgebaut, die ihm erlaubt, fiktive Kriminalfälle und solche zu vergleichen, die real sich ereignet haben. Klassische Hermeneutik, das nur nebenbei. So sollen die Ausführungen hier verstanden werden: Der denkende Kopf darf sich von der Literatur inspirieren lassen, um die sozialpädagogische Wirklichkeit zu verstehen (oder um ihr zu entkommen). Lesen lohnt sich, nicht zuletzt, weil es vor Entdeckungen schützt.

Deutlich ist am Duktus und vor allem an der Verwendung des auktorialen Ich, dass es sich um ein ziemlich persönliches Buch handelt. Zugegeben: Es betreibt einen Slalom durch die Bücherstapel, die sich in, auf und vor den Regalen so angehäuft haben, wie das in einer Wohnung nur möglich ist. Soll nur jemand einwenden, dass Wissenschaft wie Literatur nicht doch persönlichen Leidenschaften gehorchen, die eher selten durch Objektivität, Validität und Reliabilität in Grenzen gehalten werden. Hier wie dort geht es um Lust, sicher sublimiert, meistens aber sich ergänzend. Wer immer autobiographische Darstellungen von Wissenschaftlern liest, stellt nicht nur ein gehöriges Maß an unvermeidlicher Verrücktheit fest – man muss die Sichtweisen und sogar die Dinge verrücken, um einen neuen Blick und eine neue Einsicht zu gewinnen. Vielmehr spielen Anregungen und Einfälle eine wichtige Rolle, die außerhalb des eigenen Forschungskontextes entstanden sind. Beispielhaft darf ich hier die Werke von Erik Kandel nennen. Allerdings klingt zusätzlich die Erinnerung an eine dann große und lange Sitzung nach, um ein interdisziplinär übergreifendes Projekt zur Lesekompetenz zu initiieren. Einer der Protagonisten, Fachmann für Statistik und später einschlägig im Auftrag eines Ministeriums tätig, erklärte frank und frei: Er würde eigentlich gar nicht gerne lesen. Vielleicht geht das vielen so, die sich einen Namen mit groß angelegten Bildungsstudien gemacht haben.

Das Buch ist in zwei große Abschnitte gegliedert. In einem ersten werden einige Überlegungen zu den Grundfragen des Zugangs angestellt, illustriert mit Hinweisen auf literarische Quellen. Der zweite Abschnitt verhandelt Fallbeispiele, um an diesen zu zeigen, wie sie theoretisch wie praktisch relevante Ideen geben, die einem eigentlich so einfallen hätten können; noch einmal verweise ich auf das Buch von Hans Thiersch. Er stellt andere Bezüge her, privilegiert

dadurch, dass er selbst zu einem literarischen Thema promoviert hat, nämlich zu Jean Paul – mit dem Hegel befreundet war. Das zeigt, wie die Wucht eines philosophischen Systems, das zugleich die konkrete Wirklichkeit begriffen hat, wohl in Verbindung mit den Szenen und Figuren gesehen werden muss, die der Bayreuther entworfen hat (vgl. Vieweg 2019).

Der ganze Text ist höchst subjektiv angelegt, in seinen theoretischen Überlegungen mehr als ein anregender, vielleicht sogar empörender Essay gemeint – empörend, weil ein wenig gegen eine lustlose Redeweise gerichtet, wie sie sich in der Wissenschaft und in der Profession ausbreitet. Die wollen ernst genommen werden; ich habe mich hingegen dafür entschieden, heiter den poetischen Denk- und Schreibweisen zu folgen. Ganz bewusst ist meine Auswahl an erzählender Literatur in hohem Maße zufällig und willkürlich getroffen. So zeigt sich das große Spektrum an Möglichkeiten, das Literatur eröffnet, um über das eigene Denken, Fühlen, Tun und Lassen nachzudenken. Der Vorwurf gegenüber der Auswahl wird demütig akzeptiert, dass andere Werke vielleicht sogar besser geeignet gewesen wären. Das ist so – nur mache ich dann geltend, gar nicht als Bitte um Entschuldigung, sondern eher amüsiert: Wer andere Texte als besser geeignet betrachtet, ist mir immerhin schon auf den Leim gegangen. Denn sie oder er teilt offensichtlich, wofür argumentiert wird, dass man nämlich an fiktionaler Literatur etwas für unser Geschäft lernen kann. In dieser Hinsicht darf ich also den Satz erinnern, der wohl im Kontext des Strukturalismus entstanden ist: alles nur Erzählungen.



Teil I

Mögliche Grundlagen

# Erkenntnis durch Literatur

Die Frage nach einer Bedeutung oder gar einem Erkenntnisgewinn fiktionaler und poetischer Literatur für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit einem Gegenstand oder gar für die Schulung des professionellen Denkens und Handelns wird mit schöner Regelmäßigkeit neu aufgeworfen. Als selbst schon fast klassisch kann Adornos Statement erinnert werden, das er im Interview mit der Zeitschrift *Spiegel* gab, nachdem seine Vorlesung durch Proteste gestört wurde und er sie aufgeben hatte: „Ich bin ein theoretischer Mensch, der das theoretische Denken als außerordentlich nah an seinen künstlerischen Intentionen empfindet. Ich habe mich nicht erst neuerdings von der Praxis abgewandt, mein Denken stand seit jeher in einem sehr indirekten Verhältnis zu Praxis“ (Adorno 1998a, S. 403). Seinem zweiten Satz wenigstens wird nicht jede folgen wollen, obwohl ich ihn hier durchaus ernsthaft zu bedenken gebe: Die Verbindung von Wissenschaft und Poesie verstärkt möglicherweise die Distanz gegenüber dem Tun – und vielleicht sollte es sogar genau darum gehen, weil sie der Blick auf dieses geschärft und die Haltung ihr gegenüber kritischer werden könnte. Immerhin hat jedenfalls Joseph Vogel sogar einen eigenen Ausdruck geprägt, er spricht von Poetologien des Wissens (Vogl 1999). Die Berührungspunkte zwischen beiden Sphären, zwischen Wissenschaft und Literatur sind allerdings wohl unterschiedlich weit verbreitet: Siri Hustvedt, verheiratet mit Paul Auster, führt inzwischen in New York Ärzte in die narrative Psychologie ein, nicht wenige Psychiater folgen Leo Navratil; sie schätzen die Kooperation zwischen Kunst und Medizin, sowohl in diagnostischer wie in therapeutischer Hinsicht. Ohnedies fällt auf, dass und wie jene häufiger in der – dann doch nicht immer – schönen Literatur begegnen, die sich intensiver mit dem menschlichen Seelenleben befassen: Frank Tallis, ein klinischer Psychologe, spezialisiert auf Zwangsstörungen, schreibt Horrormane und wurde für seine Kriminalromane ausgezeichnet, die in Wien zu Anfang des 20. Jahrhunderts spielen; Verfilmungen unter dem anspielungsreichen Titel *Vienna Blood* haben es sogar ins Deutsche Fernsehen geschafft. Irvin David Yalom wandert zwischen Psychoanalyse, Psychiatrie und Philosophie, aus der Grenzüberschreitung entstehen bei ihm Romane, die Weltgeltung haben. Endlich: Um die Jahreswende 2020/21 hat die Bundeszentrale für Politische Bildung in ganz Deutschland mehrere Online-Paneldiskussionen initiiert, die unter der Überschrift *Vom Unbehagen in der Fiktion* Fragen nachgingen, die einigen von mir

erwähnten Autoren galten: *Was hat Didier Eribon mit Margarete Stokowski zu tun? Oder Annie Ernaux mit Saša Stanišić? Dem Phänomen hinter dieser Frage widmeten sich fünf unterschiedlich besetzte Panels. Es ging um Fakt und Fiktion in Literatur und Gesellschaft, um Wahrheitsbegriffe, Aneignungs- und Beglaubigungsstrategien.* Der Teaser führte weiter:

„Bei allen Unterschieden haben ihre Bücher eins gemeinsam: Sie entziehen sich den gängigen Schablonen, sind weder nur Fiction noch klassische Non-Fiction. Ob Autofiktion, Memoiren oder Personal Essay – viele der meist beachteten Texte sind momentan (semi-)dokumentarischer Natur. ‚Es wirkt so‘, schreibt Angela Steidele, ‚als habe die Literatur das Erzählen aufgegeben, weil sich alle anderen seiner bedienen. Wer will noch fabulieren, wenn er sich mit dem amerikanischen Noch-Präsidenten, dem deutschen Verkehrsminister, Impfgegnern oder Firmenchefs deutscher Automobilkonzerne gemein macht?‘ Und ganz offenbar bevorzugen viele Leser/-innen gegenwärtig Geschichten, die durch persönliches Erleben beglaubigt scheinen – Geschichten, in denen das Medium der Selbsterkundung oft auch eines der Beschreibung von Gesellschaft ist. ‚Vom Unbehagen in der Fiktion‘ war eine Veranstaltungsreihe des Netzwerks der Literaturhäuser in Kooperation mit der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb. Eine Woche lang diskutierten in fünf Städten Autor/-innen, Kritiker/-innen, Wissenschaftler/-innen u. a. darüber, was dieser Boom autobiografischen, autofiktionalen und dokumentarischen Erzählens mitsamt all seinen Fallstricken bedeutet. Inwiefern verändert er das Verhältnis von Literatur und Politik?“ (bpb 2021).

Deutlich ist: Das Thema meines Buches genießt Aktualität. Ob die Frage nach dem Erkenntnisgewinn durch Narrationen jemals befriedigend beantwortet werden kann, sei dennoch dahingestellt; zu groß sind die Zweifel auf beiden Seiten gegenüber einer Vermischung der Genres, zumindest in den akademisch dominant gewordenen Sprachkulturen. Die Sorge ist groß, dass eine weitere „no truth“-Theorie sich ausbreiten könnte, verbunden mit einer, wie Gregory Currie das in seiner Rezension zu „Truth, Fiction, and Literatur. A Philosophical Perspective, by Peter Lamarque and Stein Haugom Olsen“ so schön festhält, „another dreary round of truth-bashing from the friends of deconstruction“ (Currie o. J.). Ganz abgesehen von den Zweifeln, die historisch dominant gemacht wurden, nämlich durch die Shoah. Man darf sich nichts vormachen, es muss hier schon gesagt werden: Durch die Shoah ist die jüdische Denk- und Erzählkultur fast verloren gegangen, in der Erkenntnis und Erzählung eng verbunden sind (vgl. Michael Maar: *Die Schlange im Wolfspelz* 2020). Amoz Oz hat in einem seiner letzten Bücher, der bitterbösen Abrechnung mit

Fanatikern – notabene: wie so häufig bei ihm mit Blick selbst auf Fanatiker im jüdischen Lager – an diese Grundlage eines liberalen und ironischen Denkens erinnert, mit dem wichtigen Hinweis darauf, wie eng Literatur und Tratsch miteinander verwandt sind, allzumal bei neugierigen Menschen (Oz 2020, S. 41 f.); und dabei durch Humor allen Fanatismus mäßigen. Darin klingt allerdings eine Relativierung des harten Objektivismus an; als Wiener notiert man liebevoll und dankbar das Grundprinzip der Schlamperei. Wissenschaft klagt dagegen das Fehlen methodischer Kontrolle an und oft genug Mängel an sprachlicher Präzision. Sie vergisst dabei allerdings, dass und wie sie selbst am Ende aller Forschung ihre eigenen Einsichten in den Alltagsjargon übersetzen muss. Heute mehr denn je, weil der esoterische Charakter von Wissenschaft in einer Gemengelage verloren gegangen ist, die durch Forderungen der Öffentlichkeit, der Medien und der Politik bestimmt ist. Die medialen Darstellungen überbieten sich längst in der Dramatik der Sprache, die das von Matthias Koeppel zu Beginn der siebziger Jahre erfundene *Starckdeutsch* übertrifft: Selbst bei der Schilderung des Urlaubsreiseverkehrs und der diesen auszeichnenden Staus reicht schon nicht mehr die Steigerung mit *mega*. Meist muss es ein Chaos sein. Noch die brav gereihten und im Abstand der Beteiligten geordneten Schlangen vor Supermärkten werden so getadelt. Stets werden schlimmste Schäden befürchtet – so etwa für die Kinder in der Corona-Phase; der Blick auf das Elend in anderen Ländern und Kulturen fehlt gänzlich. Exaltierte Sprache schreit sich allerorten aus, vielleicht als Reaktion auf die ganze Langeweile, die sich in einer am Ende ziemlich geordneten und geregelten Welt breitmacht. Und damit den Konsum stört, weil nicht anheizt.

Zugleich wird Expertise eingefordert, möglichst ebenfalls aufregend, und von irgendwelchen Weisen oder thematisch befassten Beiräten bereitwillig geliefert (wie die an Pizza-Dienste erinnernde Wortwahl lautet). Nun dürfen Expertinnen aber gar nicht aufschreien, wie sie es gerne möchten. So findet selten den Weg in den Alltag, was sie feierlich in einer Kladde und vor eifrigen Fotografen der Kanzlerin überreichen. Selbst die unaufgefordert erstellten Vorschläge etwa zur Auseinandersetzung mit einer Krisensituation bleiben ein wenig außerhalb von den Erregungszentren der digital zugänglichen Foren; wer in der Corona-Krise (die wahrscheinlich keine war, denn um Entscheidungen für die Folgezeit ging es nicht) die Empfehlungen der Leopoldina lesen wollte, musste angestrengt recherchieren. Und begnügte sich mit einer Kurzfassung auf dem Bildschirm.

Die poetische Literatur und ihre Vertreter sind sich ihrerseits nicht so einig, ob ihre Werke überhaupt mit dem Anspruch aufgenommen werden sollen, Auskunft über etwas zu geben, was als Phänomen der Wirklichkeit erkannt

sein soll. Literatur erhebt schließlich den Anspruch, sich selbst sowie dem Glück an der für sich bestehenden Darstellung genügen zu wollen. Sie verweist zudem auf die Aura des künstlerischen Werks, die durch profane Interpretation auf das Reale hin beschädigt wird – ganz abgesehen von der absichtsvoll inszenierten Vieldeutigkeit des Erzählten und nicht zuletzt des Verschwiegenen. Die Andeutung, das Spiel mit Incentives für die Vorstellungskraft der Leserinnen gehören schließlich zu den zentralen Leistungen der Literatur, mit der sie sich von anderen Genres der Weltpräsentation unterscheidet. Zwischen Erotik in der flüchtig hingeworfenen Szene, die möglicherweise nur subjektiv sehnsüchtig ergänzt wird, und der abgeschmackt oder dick aufgetragenen Pornografie trennen dann Tüll und Schatten, fünfzig vielleicht, angeblich in Grautönen.

Jedenfalls kann man fast von einem Dezenniums-Rhythmus ausgehen, mit dem das Thema Wissenschaft und Literatur sich stellt, zumindest in der Moderne. In früheren Zeiten fiel es ohnehin schwerer, die Grenzen scharf zu ziehen. Für die ganz alten Gesellschaften sehen Anthropologen den Anfang des Humanen ohnedies dort, wo sich Gestalten des bis heute gültigen Zuschnitts treffen, erstens um zu singen und zu tanzen, dann, um Geschichten über die eigene Herkunft und die eigene Zukunft zu erzählen; das Leben der Menschen beginnt mit Geschichten und in Geschichten, Transzendenz spielt immer eine Rolle, Kräfte, die alle übersteigen. Humanität ist erzählt – in kleinen und großen Erzählungen, denen vor ein paar Jahrzehnten der französische Philosoph Jean-François Lyotard das Ende voraussagt. Was sich selbst wiederum als nette Erzählung erwiesen hat. Wir kommen aus der Nummer nicht heraus.

In der Antike entwarfen die großen Erzählungen Mythen der Konstitution einer ganzen Welt. Ihre Herkunft und der Weg zu dieser werden fiktional dargestellt, später geschieht dies in den für Religionen maßgebenden Werken, allzumal, seit sich monotheistische Vorstellungen durchgesetzt haben. Die kleineren Hausgötter waren hingegen ständig präsent, sozusagen pantheistisch in der Umwelt, je nach kulturellem Raum in Bäumen und Tieren oder wenigstens im Herdfeuer. Hinzu kommt, dass vornehmlich oral kommunizierende Kulturen unvermeidlich offen für das blieben, was heute etwas hochtrabend Interpenetration genannt wird. Als der klassische Fall kann das Gerücht genannt werden (vgl. Kapferer 1996). Es gilt nicht umsonst als ältestes Kommunikationsmedium, meistens gar nicht so unzuverlässig und irritierend schnell verbreitet, dennoch kaum frei von Vermischung zwischen Wahrheit und Ausschmückung; einer Mischung, notwendig, um moralische Konsequenzen zumindest zu plausibilisieren. Was von der Kanzel gedonnert wurde, war meist theologisch geprüft, demnach objektive Wahrheit. Sie sollte von den Ange-



sprochenen rasch mit bestimmten Verhaltensweisen verbunden werden. In Demut möglichst. Freilich: So sehr unterscheiden sich die Grundmuster nicht, die als moralisierende Pädagogik bezeichnet werden können, heute wird der Appell gerne mit wissenschaftlicher Erkenntnis verbrämt, sozusagen Moral im Schlafmantel. Immerhin waren früher die Mnemotechniken besser ausgebildet und damit praktisch wirksam, weil schlicht bedeutsame Sachverhalte und Termine einigermaßen zuverlässig mitgeteilt und rezipiert werden müssen. Wer in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts in einem bayerischen Dorf aufgewachsen ist – oder, um vom Ressentiment bestimmte Missverständnisse gleich vorab auszuräumen, in anderen ländlichen Regionen, gleich ob in Niedersachsen oder Schleswig-Holstein –, konnte noch erleben, wie der etwas schmutzdelige und dem Alkohol verfallene Gemeindediener mit einer Glocke an der nächstbesten Kreuzung stand und laut verkündete, wann die Besamungstermine für die Kühe vorgesehen waren oder der Schmied ins Dorf kam. Die Modernisierung hat den alten Verkünder verschwinden lassen. Dabei ging es zuletzt schon weniger um die Pferde, wohl aber darum, die rostbedingten Brüche am Fahrwerk des Traktors reparieren zu lassen.

Heinz Schlaffer sieht dennoch die Trennung von Poesie und Wissen schon in der Antike (Schlaffer 1990). Einerseits gibt ihm recht, dass Aristoteles eine eigene Beobachtung des Erzählens und eine Theorie über diese vorlegt, mithin die Differenz der Poesie ausspricht. Andererseits will man ihm so recht nicht folgen, weil vermutlich der Zusammenhang von Geschichte und Geschichten, das lange Fehlen eines Verständnisses menschlicher Historizität und das Überleben der Geschichten eng zusammenhängen und hängen. Wo die *lonque durée* nicht ersichtlich ist, spielen die an Zyklen gebundenen Erzählungen sowie die des Alltags eine wichtige Rolle.

Einiges spricht jedoch dafür, dass – wenn man überhaupt so platt pauschal reden darf – mit der Neuzeit, vor allem mit der europäischen Aufklärung mehrere Entwicklungen unterschiedlicher Dauer aufeinandertreffen, die für das Problem relevant werden. Entscheidend scheint wohl wieder einmal die Epochenchwelle um 1800, dieser kurze Zeitraum, in welchem alles gleichzeitig passiert: Der Aufstieg des Bürgertums mündet in eine Revolution, die gleich doppelt übel ausgeht; einmal fallen ziemlich viel Köpfe, zum anderen wird sofort klar, dass die großen Versprechen für das neue Zeitalter vermutlich nicht ganz eingelöst werden; dem Blut des alten Adels fließt das der elenden Arbeiter hinterher, wie Schiller, Schleiermacher oder später Marx und Engels festhalten. Nur kurz war eine Öffentlichkeit gegeben, die wenig spezialisiert diskutierte, vielleicht weil man unter dem alten Regime auf der Flucht vor der Zensur war. Im Hinterzimmer der Cafés und Teestuben behauptete man vorsichtshalber

als Lyrik, was moderne Erkenntnis war. So jedenfalls die Autoren der *Enzyklopädie* des Diderot und des d'Alembert. Jedenfalls spreizt sich schnell ein harter Bruch zwischen der an objektiver Wahrheit interessierten, wissenschaftlichen Literatur und der poetischen Erzählung sowie der witzigen Anmerkung. Ein tiefer Graben reißt zwischen diesen Formen des Schreibens und Redens auf; in diesen fallen rhetorische Dimensionen der Kommunikation. Die Sphären trennen sich, wenn sie nicht sogar absichtsvoll auseinandergetrieben werden; Interessengruppen und solche von Verteidigern der vorgeblich Betroffenen bilden sich schließlich immer schnell.

Was lässt diesen Bruch entstehen? Zum einen wird die poetische Literatur insofern schon geraume Zeit zum Problem, weil mit der langsamen und weiterhin mühsam voranschreitenden Literalisierung der Menschen ein Gewissheitsproblem auftaucht. Lesen und Schreiben waren und sind in der Tat die Kulturtechniken schlechthin. Sie haben keine Naturgrundlage im menschlichen Leben. Man muss sie lernen und sie sich als die menschliche Kunst schlechthin aneignen, die aber zugleich als Brutstätte aller Individualität gilt. Zwar bleibt kollektives und lautes Lesen lange verbreitet, in den Berliner Salons des 19. Jahrhunderts vergnügte man sich damit, die neuesten Nachrichten vorzutragen, die von professionellen Korrespondenten etwa aus der französischen Hauptstadt geschrieben wurden; sozusagen Frühformen von Presseagenturen, die mit den Berichten über die Revolution und ihre Weiterungen das Publikum erfreuten oder verschreckten. Viele fanden die Ereignisse in politischer Bewertung durchaus hoffnungsgebend, die blutigen Massaker nicht bloß am Adel hingegen so abstoßend, dass mehr Sympathie für den evolutionären Gang entstand. Die vorgelesenen Korrespondentenberichte gehören in den Kontext der Entstehung von Öffentlichkeit. Aber: Daneben eröffnet das Lesen einen hochgradig individuellen Zugang zum Buch. Es entsteht eine Intimität, die Züge des unerreicht Erotischen und des Rückzugs aus der Welt hat – was dazu führt, insbesondere die weiblichen Dienstboten als gefährdet anzusehen, wenn sie sich der Literatur hingeben. Über lange Zeit verwarf man deshalb das Buch oder Heft als Ablenkung von der Arbeit und als Verführung zu unbotmäßigen Träumen. Lesen wurde als gefährlich mindestens für die Weibersleut angesehen und mit einer Vehemenz verfolgt, wie sie keinem Smartphone je widerfahren ist. Das größere Problem aber bestand darin zu kontrollieren, ob und wie weit das individuell Gelesene denn wirklich verstanden wurde und sich dem kollektiven oder gewünschten Deutungssinn fügte. Schon die einsame Bibellektüre konnte zur Einbruchsstelle von vorgeblichen Missverständnissen werden. So richtig hat sich dieses Problem nie ausrotten lassen, die pädagogisch gemeinte Aufforderung an

den Nachwuchs findet hier wohl ihren Ursprung, doch zu erzählen, was dieser gelesen habe.

Als eine zweite Entwicklung lässt sich festhalten, dass poetische Literatur mit der Neuzeit den Rang der moralischen Aufmunterung oder wenigstens der Erörterung und Erbauung erhält. Selbstverständlich besteht hier eine längere Tradition. Sie ist eng mit dem Theater verbunden, das moralische Anstalt blieb oder gar das Lehrstück liefern sollte. Von Lessing bis Brecht zieht sich da eine Linie. So richtig gebrochen wird das wohl erst mit experimentellen Formen, etwa mit Beckett. Jenseits aber der dramaturgisch präsentierten Texte bewegt sich Literatur immer wieder zwischen Unterhaltung und der Erörterung grundsätzlicher Probleme, vor allem solcher, die dann in der Praktischen Philosophie ressortiert werden. Klassisch könnte man hier auf Montaignes *Essais* verweisen, die in ihrer Gattungsform kaum klar zu definieren sind, aber auch Pascals *Pensées*, die bis heute als bedenkenswert gelesen werden können, manchmal einfach so nebenbei, im Reclam-Heftchen in der U-Bahn. Wobei dies nicht verschwiegen sein darf und mehrfach wiederholt wird: Ich habe immer eines mit, weil man irgendwo und irgendwann mal wieder warten muss. Entscheidend scheint nur, dass man sich von den Traumata löst, die diese Bändchen in der Schulzeit hinterlassen haben. Heute beugen Schulbehörden und Ministerien ohnedies aller Leselust vor, indem sie durch die Kompetenzorientierung der Lehrpläne selbst die inzwischen farbig gewordenen Bändchen haben überflüssig werden lassen.

Tatsächlich beginnt dann ebenfalls mit der Neuzeit, der Moderne allzumal, eine Emanzipation der philosophischen Erörterung als Szientifizierung des Moralischen. Der populäre Traktat mutiert zur Praktischen Philosophie, welche die Praktische Vernunft untersucht und diese in logisch korrekte Erörterungen übersetzt. Sie wird begleitet von einer pädagogisch-didaktischen Aufbereitung moralischer Regeln, vielleicht sogar durch diese erst ermöglicht: Das beginnt bei den vorrangig an die Landbevölkerung gerichteten Kalendersprüchen, die zwischen erzählender Überlegung, oftmals einer dem Alltag entnommenen Fallbeschreibung und einer klaren normativen Empfehlung schwanke, beide so verbindet, dass sie in unmittelbarer Plausibilität in den Denk- und Wortschatz der Bevölkerung eingebunden werden können. Geschichten, die das Leben so schreibt, werden nun zu Maßregeln, oft in der Gestalt einer Anweisung aus dem Fundus der Lebenstechniken. Woran das erinnert? An die Ratgeberliteratur, die heute mehr denn je um sich greift.

Endlich: Der Erfolg der Literatur geht einher damit, dass Texte entstehen und verbreitet werden, die mit der Lust zu tun haben. Sie begünstigen oder anfeuern. Man könnte sagen: Je mehr moralische Traktate unters Volk ge-

bracht werden, umso nötiger sind diese, weil Luzifer in erotischer oder pornographischer Gestalt sich umtreibt. Deftig waren die Volkserzählungen immer schon, für die den Kindern erzählten Märchen mussten sie erst sorgsam versittlicht werden (Fetscher 1976). Hinzu kamen die Grenzgänger: Casanova etwa. Vor allem de Sade. Man kann viele seiner Werke als Schmähschriften lesen, allzumal gegen die Kirche. Man kann sie ebenso lesen als Studien zu einer entfesselten Freiheit, wie sie in der Moderne sich durchsetzt. Als Machtanalytik, die den Gebrauch der Lüste als Selbsttechnik behandelt – gegen die Empfehlung der Gleichheit und Brüderlichkeit.

Die dritte Entwicklung geht erstaunlicherweise ebenfalls mit der Aufklärung einher. Sie irritiert, weil sie im Widerspruch zu Tendenzen steht, die an ihrem Anfang, in der Frühaufklärung, standen und zunächst in der Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit zu beobachten sind. Hinzu kommt das schwierige Verhältnis zum Mittelalter, das über lange Zeit als dunkel, roh und barbarisch verworfen wurde, stets in den Schatten der Antike gestellt wurde, die als vorbildlich, ideal und rational galt; alltagspragmatisch mag das sogar seinen Sinn gehabt haben, da die Verkehrswege des römischen Reichs (zum Teil in der Streckenführung bis heute) überdauerten, ganz im Unterschied zu den schwierigen Pfaden, die dort die Fortbewegung erschwerten, wo etwa die – nach Tacitus und Cicero – grausamen Germanen herrschten. Nun in der Aufklärung wird das Mittelalter entdeckt. Man begreift, dass und wie beides, die Institutionen und rechtlichen Regelungen sowie die Partikularisierung und sozial konstitutiven Ehrvorstellungen in diesen vorgeblich so gruseligen Zeiten entstanden sind; so entsteht eine Aufmerksamkeit, die etwa bei Herder mit einem freilich gebrochenen Verständnis für die Vielfalt von Kulturen und Sprachen einhergeht, die als Ganzes dann Humanität erst auszeichnet (vgl. Raedts 2016, Wickham 2020). In der Frühromantik wird dies aufgegriffen und zu einer eigenen literarischen Gattung promoviert, den Gothic Novels, die mittelalterliche Figuren zum Leben bringen – als Kontrastprogramm zu den Ansprüchen der Aufklärung, die schließlich selbst alltagspragmatisch kaum eingelöst werden (können). Jane Austin setzt sich damit in *Northanger Abbey* auseinander.

Aufklärung ist ja selbst mehrdeutig. Dunkle Seiten, Aberglauben sind weit verbreitet, der Glaube an die Alchemie kommt zu einem Höhepunkt (vgl. Fleming 2013). Die Vieldeutigkeit der Menschheit wird entdeckt und in einem Begriff der Humanität verbunden, der weltumfassend sein könnte: Menschheit, das sind wir alle! Herders historisches und die ganze Spezies aufnehmendes Denken steht dafür, aber er wird von manchen bis heute als verderblich angesehen, als konservativer Nationalist, der einem organischen Wachstum